

zur Pflege heimatlicher Geschichte, Natur- und Volkskunde

Pr. 2

Februar 1920

1. Jahrgang

Am Niederrhein! — Es klingt dies Wort
In allen Herzen heimlich fort,
Die mit dem herben Land verbunden
In ernsten und in frohen Stunden.

Der Strom so breit,
Der Blick so weit
Bis fern in die Unendlichkeit.

Und rings das Land so ernteschwer.
Ein reich Gewölz hoch drüber her,
Und Erlensbusch und Nid und Brud,
Und Schleppensbrunn und Entensflug.

Und zu den Sternen sang und schwang
Mein Lied bei goldnem Becherklang,
Wenn überm Ströme leise, leise
Woh! sonnwendnäch't'ge Götterwelle.

Und Waterwort und Mutterlied
Durch meine Brust erinnernd zieht,
Und meiner Liebe Feierklang
Umrauscht des Stromes Wogenfang.

Und Burgen baute dort im Sand
Mein Junge sich mit eigner Hand.

Mein Gott! Ich fühl's.. Mit meinem ganzen Sein
Bin ich ein Sohn vom Niederrhein.

Ein Brähler Kriegsgefangener.

Flurnamen in Stadt u. Land Brühl und deren Nachbargebieten.

(Schluß).

2. Wald-, Bruch- und Freebestanden.

Der Name „Pann“ für das teils tafelförmig vorkom-
mende Gestein (mit Gneiss) auf die chemischen rä-
sinnigen Siliciumdioxide (siliciumdioxid). Die urtümliche me-
mensformen „up der Velen“ (1270), „an der Velen“
(1456), „uff der Werdau“ (1520), „ator tegel es
Noch“, „urel“ als leinmalte Sätze ist beutet. Als
weitere Bezeichnungen des Gesteines sind anzuführen: „Duf-
gall“ in „Bingsdorf“, „Bender“ (1545), „Sellenbuck“,
„Hinter dem Sackbuck“, „im Frolen“, „alt Werd-
den“, „an der Elbaret Sagen“.

Am ehemaligen Bruchgelände erinnern die Namen

Brühl *), Wendel, Bohl, „am Mollerbruch“, „Sammelsb.“;
„in der Maar“, „Elselmaar“, „Krauzmaar“, „Maarhof“
bei Aelchenich, „Sommerbruch“ bei Waborf.

Zwischen dem Forst Wille und dem Dorfe Alsherg liegt die Ortschaft „Seide“, deren Name den früheren Seidecharakter der Gegend tren bewahrt. Auch der Flurname „Oben in der Wender Seide“ deutet da auf hin.

3. Weg-, (Deich-) Steeg- und Brückenamen.

„An der ersten Bergstraße“, „am Adlner Wege“, „am Schildgeswege“, „an dem Langenicher Pfade“, „an der Langenfuhr“, „am Bergdorfer Wege“, „an der alten Eblaterstraße“, „am Bochemer Wege“, „zwischen dem Stationswege und dem Bochemer Pfädchen“, „am alten Bonnstraße und dem untersten Wege“, „am Bochemer Pfädchen“, „an der Comessgasse“, „Spidistraße“, „der schmale Jagdweg“, „Elsensmartsjagdweg“, „Bömerstraße“, „Brotpfad“, „Oberjägermeisterjagdweg“, „Höllenspähjagdweg“, „zwischen dem Donnerbach und der Eblaterstraße“, „am Bingsdorfer Wege“, „am Wohlenpfädchen“, „am Bremerpfad“.

Tier- und Pflanzennamen.

Hierher gehören Flurnamen, wie „Falkenluft“, „Erfenfang“, „Tiergarten“, „Kasernerie“, (1822 abgebrochen), „Schneckenhaus“ (1778 zerstört), „Fischmarkt“, „hinter dem Halenbusch“, „Felsmaar“, „im Eulenberg“, „die Auftrappe“, „am Ringstrosch“, „am Rosengarten“, „Stranngarten“, „in der Dornkaul“, „am dicken Baum“.

B Kulturmannen.

1. Dorf-, Hof- und Häusernamen.

Die meisteil Dorfschaften des Gebietes endigen auf -dorf, -sch, -heim u. -ing. Der Name Dorf, vielleicht von turba-Haue, Schar oder vom thau-sehantes Feld, bezeichnet eine von dem Grillsborn angelegte Siedlung, die gerne als das Dorf des Grillenherren benannt wurde. In den ersten Sätzen der Ortsnamen: Malsdorf, (Wiesdorf, nicht Dorfschloß) Malsdorf, das 1242 als Schlachtort im Kampfe Kaiser Friedrichs II mit Papst Gregor IX. genannt wird, Eddorf, Weilsdorf, Schwabdorf (1109 Suonen-thorp), Pingsdorf (663 Pinnesdorp), Gndorf (14. Jahrhundert Goidorp), Berzdorf (1173 Bertelsborn), Fimmersdorf (948 Immethorp), Malsdorf (1285 Poggenb.), Palmersdorf, Egelb.- wurden also die Namen der Siedlung zu suchen sein.

*) Willemsmann (Namenbuch II 320) und Kroner (Mlein Ortsnamen, S. 99) setzen Brühl von dem gallschen *Brath* von broga = Beir, Ader ab.

Im Brühler Braunkohlengebiet.

Von Bonn über Brühl und die Vororte Köln bis Neiburg im Kreise Bergheim zieht sich in leichtem halbmondförmigem Bogen von Südost nach Nordwest die vom diluvialen Urhein geschaffene Hauptterrasse der Landschaft, das malerische Vorgebirge, als Fortsetzung der Rheingebirge, dahin. Steil steigt der dem Rhein zugewandte, von Tälern, Schluchten und Künstfalten unterbrochene Ost- auch als Erosionsprodukt des Rheins empor, während sich die Westseite infolge einer Randverwerfung flach nach der Eifel hin senkt. Der wellenförmig an- und abfallende Höhenrücken mit stattlichen Privat- und Staatsforsten getränkt, aus deren Grün die hohen braunen Schote zahlreicher Braunkohlenwerke hoch aufragen. Die Hochwassergebiete tragen in ununterbrochener Folge schmale, von Obsthäusern und -Gärten umkränzte Kirchdörfer und Weiler. In ihren Füßen dehnen sich auf fruchtbaren Lößböden in fast unerreichter Hochkultur stehende Gemüsegärten aus, tragen vier Staatsbahnlinien und die Vorgebirgs- und Rheinuferbahn und die Erzeugnisse landwirtschaftlichen, gärtnerischen und industriellen Fleißes in die Welt hinein. Zahlreiche Grubenbahnen münden in die Hauptstrecken oder führen unmittelbar zum Rhein nach Weßeling.

Sehr lange hat es gedauert, bis die wahre Natur und die Entstehung und erst recht der industrielle Wert der Braunkohle des Vorgebirges erkannt wurde, obwohl sie nach Feststellungen des Landesgeologen G. Flegel, „ein in der Welt unerreicht mächtiges Flöz“ bildet. Im Mittelalter haben Kölner Kaufleute sie unter dem Namen kölnische Umbraderde als Malerfarbe und zur Vermischung mit Schnupftabak in den Handel gebracht. Der erste, der sie (i. J. 1771) als „verschültes, bituminöses, verholtes oder Torf-Holz“ erkannt hat, ist der Freiherr von Hübisch in Köln. Die erste wissenschaftliche Untersuchung der Lagerstätten und der Förderung dieses Holzes verdanken wir dem französischen Geologen François Saint-Fond aus Paris, der im Jahre 1802 mit dem Baron von Hübisch die „Turffgruben bei Brühl und Rülbar“ besuchte, und darüber in den „Annales der Physik“ von L. W. Gilbert (Halle 1803, S. 433–570) berichtet. Er hebt dabei u. a. hervor, daß die braune Erde, in hölzernen, blumentopfförmigen Formen zu „Klitten“ getrocknet, in den benachbarten Städten und Dörfern als Brennmaterial und zu Asche verbrannt, auf den umliegenden Feldern als Düngemittel verwendet werde. „Ein solches Brennmaterial“, erklärt er, ist freilich traurig. Der Anblick desselben macht die Einbildungskraft erstarren; der Geruch, der sich umher verbreitet, ist unangenehm, und man muß fürwahr jedes anderen Brennmaterials herantreiben, ehe man sich zu diesem entschließen kann. Der gewöhnliche Torf der Moräste ist im ganzen auch nicht allzu unangenehm, aber doch gibt er eine Art von Heiligkeit und ist tausendmal der Umbraderde vorzuziehen, die man fürwahr eine Feuerung für die Toten (chauffage des morts) nennen möchte.“ Was wunder, wenn bei solchen Ansichten selbst gelehrte Forscher es so lange wahrte, bis die Heizkraft der Braunkohle recht gewürdigt wurde! Im Anschluß an die Darlegungen des Geologen François Saint-Fond gibt der Physiker J. Fr. Benzenberg (in den „Annales der Physik“ Halle 1804, S. 376) nähere Angaben über die mühsame Gewinnung der Braunkohle (bei Frechen), worüber er schreibt: „Das Lager hat eine Decke von ungefähr 10 Fuß Kies, der mit grauen Tonlagern untermischt ist. Unter diesem Kiese liegt das 40 Fuß mächtige Braunkohlenflöz, von dem man nur die Hälfte trocken abbauen kann; 17 Fuß sind unter Wasser. Um diese letzten 17 Fuß Braunkohlen zu gewinnen, werden 16 Mann erfordert, die in einem Tage eine Grube von etwa 100 Quadratfuß ausstechen und das Wasser mit Schaufeln

auswerfen. Haben sie das bis auf die vorgeschriebene Tiefe von 17 Fuß ausgeworfen, so ist Arbeit. Die Grube läuft die Grube voll Wasser, und den folgenden Tag wird auf dieselbe Art eine neue Grube gemacht. Da die Sohle des Braunkohlenlagers können sie wegen des Wassers nicht kommen, und alle Braunkohlen, die hier liegen, werden mit kalten Bergen beschüttet... Dann die Arbeiter durch eine Sandsteinbank, die im Sande liegt, durchschlagen, so fängt der Schacht an. Wasser zu schlingen, und die Grube bleibt zu Empfang. Die Arbeiter hat man sich indes nur an wenige Stellen gegeben, mit allem, was man hat, ist, die Schächte durch Strohen miteinander zu verbinden, damit immer frischer Wasserzug im Werke sei. Der ganze Bergbau wird jetzt nur noch auf Raub getrieben, und man wird vielleicht erst in fünfzig Jahrhunderten, wenn die Räte und die Menschen mehr zugenommen und das Brennmaterial seiner geworben ist, daran denken, diese großen Holzmagazine zweckmäßiger zu nutzen.“ Die ungewöhnliche Gewinnungsart, die Geringschätzung der Braunkohle nicht nur bei der Bevölkerung, sondern auch bei der in den 20er und 30er Jahren des 19. Jahrhunderts aufstrebenden Industrie, nicht zuletzt auch die ungünstigen Verhältnisse hemmten noch lange die Entwicklung der Braunkohlenverwertung. Dazu kam noch, daß im Jahre 1840 beim Bau des Tunnels zwischen Großbittersdorf und Sörren an der Eisenbahnstrecke Köln—Koblenz die Hoffnung, ein großes Braunkohlenflöz zu durchbrechen, enttäuscht wurde, da man auf eine mit Sand gefüllte Auswaschung des Kohlenlagers stieß. Dadurch glaubte man die Berechnung eines auf 120 qkm Fläche entstandenen Kohlenvorrates von etwa 3000 Millionen Tonnen erschüttert, was der in die Wege geleiteten industriellen Erschließung der Braunkohle ein nicht geringes Hindernis bereitzete. So kam es denn, daß die im Jahre 1866 nur 146 765 Tonnen betragende Förderung immer mehr sank und im Jahre 1876 mit 78 338 Tonnen ihren Tiefstand erreichte.

Im Jahre 1877 aber setzte ein Aufschwung ein, als die Kobdergrube bei Brühl den Tagebau und die Verfeuerung der Braunkohle einführte. Der Tagebau ermöglichte den reiblosen Abbau des Kohlenflözes und gütliche Anschlüsse an das Verkehrsnetz der Eisenbahnen. Die Verfeuerung gab den Braunkohlen größere Festigkeit und Trockenheit und damit weitere Verarbeitbarkeit.

Treten wir in einen heutigen Tagebau ein, der die Anlage eines solchen wird zuerst für die Ableitung des Wassers durch Stollen oder Pumpwerke gesorgt, da das wasserhaltige Flöz auf einer undurchlässigen Tonsohle liegt. Dann wird das Deckgebirge, bestehend aus diluvialen Kiesen und Sanden, mit großen Kradenbaggern abgeräumt, in Schmalspurwagen gekuppelt und auf Halben gebracht oder in abgebaute Kohlengruben gelüftet. Die dann zu Tage tretenden Kohlen haben eine Flözmächtigkeit von 20–100 Meter. Die geringste Mächtigkeit zeigen sie im Mittelteile des Vorgebirges bei der am weitesten nach Süden gelegenen Grube Merzfeld zu beiden Seiten der Köln—Euskirchener Landstraße. Weiter südlich ist die Mächtigkeit so gering, daß ein Abbau sich nicht mehr lohnt. Nach Norden zu aber steigt die Mächtigkeit der Flöze immer mehr und erreicht auf der Beifelsgrube bei Quabrath 103 Meter. Betrachtet man eine Braunkohlenwand, so fallen uns stellenweise mächtige, noch gut erhaltene Wurzel- und Stammstücke auf; sie führen den Namen „Eigüte“ (von ligum-Holz) und gehören vorwiegend Nadelhölzern, zu 83 Prozent der Gumpfpypresse (*Taxodium distichum*), zu 12 Prozent dem Mammutbaum (*Sequoia sempervirens*), zu 5 Prozent einer Cedertart (*Cedroxylon*), zu einem geringen Teile Buchen- und Eichenhölzern, z. B. Buchen, an. Die aufrechtstehenden Mammutreste bezeugen die antarktische (d. h. an Ort und Stelle erfolgte) Entstehung der Braunkohlen aus pflanzlichen Stoffen.

sen, die sich unter Auslassung und zeitweiliger Überbedeckung mit Wasser gesetzt haben. Die Braunkohlenwälder des Vorgebirgs weisen, wie das Vorherrschen der Sumpfpflanze zeigt, auf einen Sumpfscharakter und ein subtropisches Klima hin und gehören dem Unter-Miozän, nicht aber, wie früher vielfach angenommen wurde, dem Oligozän der Tertiarzeit an. Der einen Trodenboden liebende Mammutbaum wird auf Bodenerhebungen inmitten des Sumpfsgebietes, wie wir sie heute noch in unseren norddeutschen Mooren antreffen, seine Lebensbedingungen gefunden haben. Die Stammslände sind von erdiger Braunkohle umgeben, die aus weichen Pflanzenstelen (Zweigen, Laub- und Nadelblättern und Früchten und Waldkräutern) entstanden sind. Die erdige Braunkohle wird unterschieden in Schmierkohle, die als weiche, schmierige Mischung aus Braunkohle und Ton an der Oberfläche des Flözes auftritt, Fein- oder Nieselskohle, die leicht und bröckelig ist, und Knabbenkohle, die fest ist und in größere Stücke zerbricht, weshalb sie auch Stäb- oder Nohkohle genannt wird. Zur Brickettierung ist die Nieselskohle am besten geeignet.

Bis vor einigen Jahren noch wurde die Kohle mit der Robehaue durch Kohlenhauer gehauen und in eine Schütthurre geführt, vor deren unteren Oeffnung der Förderwagen sie aufnahm. Heute werden sie durch elektrisch getriebene Bagger in die unter ihnen auf Schienen fahrenden Förderwagen gewaggert. Mit Hilfe einer Kette ohne Ende, die durch ein Wasserbad geführt und durch Aufsteigen bituminösen Braunkohlenstaubs hinreichend eingeseifet wird, werden die gefüllten Wagen aus der Grube auf schiefer Ebene aufwärts bis in das oberste Stockwerk der Brickettfabrik geführt, von wo die entleerten Wagen wieder zurücksahren. Bei mehr als 1 Kilometer entfernt liegenden Fabriken werden anstelle der Kettenbahn Drahtseil- oder Schmalspurbahnen verwendet.

Die auf den Kohlenboden der Fabrik geschaffte Nohkohle wird über Roste und Siebe geführt, wobei unreine und größere Stücke ausgeschieden und durch Fülltrichter in die Kesselfeuerung geführt werden. Die feinen Kohlentelche aber werden auf Transportschnecken in die Trodenapparate, die ein System von Röhren in rotierenden Zylindern haben, gebracht, wo sie etwa dreiviertel Stunden durch heiße Luft oder Dampf stark erhitzt und ihr Wassergehalt von 50 auf 12—16 Prozent herabgemindert wird. Darauf wird das heiße Kohlenpulver im Röhrenhaufe abgelöst und dann durch Schneidengänge den Fülltrichtern der Brickettpresse zugeführt. Hier fällt allemal nach Zurückgehen des Pressstempels beim Oeffnen des Fülltrichterausgangs so viel Kohle, als für die Herstellung eines Bricketts nötig ist, in die stählerne Presse, das ist ein Kanal in Größe und Form des Bricketts. Der bei jedem Hub der Presse durch die sich bewegende Bricketts erzielte Widerstand u. der von dem Pressstempel auf die Kohle erzeugte Druck von 1200 bis 1500 Atmosphären bewirken, daß die Kohle zu einem festen Brickett zusammengepreßt wird. Das bei diesem Druck stützig stehende Bitumen wirkt dabei als Bindemittel des Kohlenpulvers. Der Pressstempel trägt den Namen des Bricketts (Union) und zeigt diesen auf der einen Seite in erhöhter, auf der anderen in vertiefter Schrift. Jede Presse kann in 1 Minute bis zu 100 Bricketts liefern, die unmittelbar in langen Rinnen einkaufs- bis zu den Baggettskisten oder zu den Eisenbahnwaggons fortbewegt werden. Tag und Nacht arbeitet die Presse, so daß sie bei 100 Touren in der Minute täglich 144000 Bricketts herstellen kann. Von 1877—1885 waren nur auf zwei Gruben (Nobdergrube u. Grube Brühl) Pressen im Betrieb. 12 an der Zahl. Die gesamte Braunkohlenproduktion im linksrheinischen Gebiet betrug im Jahre 1861 69 625,200 Tonnen, im Werte von 329 967 M., im Jahre 1883 auf 170 535,550, fiel 1876 auf 78 337,550

und blieb dann von 1883 zu 1884 bei 78 337,550. Im Jahre 1891 betrug die Produktion 126 114,16 Tonnen im Werte von 320 000 M., und 1914 19,6 Millionen Tonnen. Die Produktion entwickelte sich von 122 900 Tonnen (durch die Pressen hergestellt) im Jahre 1890 auf 3264 000 im Jahre 1908 (bei einem Betrieb von 204 Pressen).

Abfah finden die rheinischen Braunkohlenbricketts außer in Deutschland besonders in Holland u. der Schweiz, dann in Frankreich, Luxemburg, Österreich, Italien, Dänemark und Schweden.

Um den Verkauf der Bricketts zu vereinheitlichen, den großen Preisschwankungen und Preiskämpfen entgegenzutreten, und den Absatz zu heben, schlossen sich am Jahre 1902 21 rheinische Braunkohlenwerke zu einem Syndikat, dem „Rheinischen Braunkohlenbrickett-Verkaufsverein“, GmbH. Köln“ zusammen. Vom 1. April 1904 ab wurden sämtliche Werke verpflichtet, ein Einheitsbrickett „Union“ von 1 Pfund Gewicht (das Pfundbrickett) zu pressen. Eine Ausnahme wurde den Gewerkschaften Nobdergrube und Brühl gestattet, welche neben der Einheitsmarke noch die für Holland, Ostfriesland u. Oldenburg verlangten „Drosbricketts“ herstellen dürfen, deren Preis 10 Mark für 10 Tonnen höher stehen muß als für Unionbricketts.

Dem Verkaufsverein ist es gelungen, nicht nur eine Festigkeit und Gleichmäßigkeit der Brickettpreise zu erzielen, sondern auch das Brickett gewerblichen Betrieben (für Heizung, Spezial- und Kesselfeuerung) dienbar zu machen u. durch Verwendung der Wasserstraße des Rheines den Absatz nach Holland u. Süddeutschland wesentlich zu erhöhen. Ein weiterer Ausbau der Rheinwasserstraße, insbesondere eine Regulierung des Nieder Rheines mit Vertiefung der Fahrtrinnen für Gewerbindung sowie ein Kanalnetz am Mittel- und Oberrhein mit deren Nebenflüssen wird dem rheinischen Brickett den günstigsten Wege öffnen und ihm den Weltmarkt sichern. Das wird für unsere Heimat, die an Arbeitsleistung schon seit Jahren alle deutschen Braunkohlengebiete übertrifft, von hervorragender volkswirtschaftlicher Bedeutung sein.

Die Brühler Geistlichkeit im Lichte der kirchlichen und bürgerlichen Ereignisse (1815 bis 1888)

von Mgt. Richard Vertram
Ehrenbürger der Stadt Brühl.
Ehrensekretär,

Wenden wir nunmehr unser Augenmerk den zeitigen kirchlichen Verhältnissen zu. Am 16. Juli 1821 erging die päpstliche Bulle de salute animarum erschienen, welche durch Rabinetsordre vom 23. August 1820 die Billigung und Sanction von König Friedrich Wilhelm III. erhielt, worin die Rechtsverhältnisse zwischen Kirche u. Staat geordnet wurden.

Im Jahre 1824 wurde der erzbischöfliche Stuhl in Köln vom Papst Leo XII. im Einverständnisse mit der preussischen Regierung durch Ferdinand August von Spiegel, Graf zu Dönhagen und Canstein neu besetzt. Derselbe wurde konsekriert in der Maria-Himmelfahrtskirche in Köln am 11. Juni 1825.

Ferdinand August war ein milder, wohlwollender Oberhirt, der eifrig bemüht war, die Schäden, welche unter der Grundherrschaft, sich auf kirchlichem und sozialem Gebiete aufgehäuft hatten, zu heben und Gottesfurcht und Frömmigkeit nach Kräften zu fördern.

Für besseren und leichteren Verwaltung teilte der Erzbischof die Diözese neben dem Dekanate Köln in 44 Land-Dekanate ein, von welchen jedes 10—20 Pfarren

umfasste u. nach dem Hauptorte benannt wurde. Pfarrer Stembüchel wurde zum Dekan von Brühl, bald darauf zum Ehrenheimherrn u. von der Königl. Regierung zum Schulpfleger ernannt.

In der Fastenordnung des Jahres 1828 führte Ferdinand August die noch jetzt bestehende Andacht an den sechs Freitagen der Fastenzeit ein mit Predigt u. besonderen Gebeten vor und nach der hl. Messe. Im Mai desselben Jahres vereinbarte der Erzbischof mit der Staatsregierung eine Festordnung, wonach außer den Sonntagen 13 Feiertage öffentlich gefeiert wurden. Zu diesen Festen war ohne Wissen des Erzbischofes ein aufangs protestantischer Feiertag, der Fuß- u. Betttag am Mittwoch nach dem 3. Ostermontage eingeschaltet worden. Von Rom aus wurde dieser Feiertag mit den übrigen bestätigt in dem Glauben, es handele sich um ein östlich katholisches Fest. Der Bischof war schwach genug, sich dieses hinterlistige Vorgehen schweigend gefallen zu lassen. Geradezu verhängnisvoll war es aber, daß er bezüglich der gemischten Ehen sich allzu nachgiebig erwieß durch Unterschrift einer Konvention mit Zugeständnissen, die der Papst entschieden verweigert hat. Im Uebrigen wollen wir nicht verschweigen, daß dem Bischofo mildernde Umstände zur Seite stehen. Derselbe lebte unter höchst schwierigen Verhältnissen u. aus Liebe zum Frieden war er schwach geworden.

Erzbischof Ferdinand August starb am 2. August 1835 zu Urdingen, sein Nachfolger wurde Clemens August II. Freiherr Droste zu Vischering (1835—1848), gewählt am 1. Dezember 1835 u. am 29. Mai 1836 inthronisiert.

November 1836 besuchte derselbe das Königl. Lehrerseminar in Brühl.

Clemens August sollte sich bald bewußt werden, in welche dornenvolle Laufbahn ihn die Vorsehung berufen hatte.

Zunächst hatte er Stellung zu nehmen gegenüber der Hermesianischen Irrlehre, welche u. a. der subjektiven Forderung das Recht zusprach, über die Annahme u. Nichtannahme des Glaubens zu entscheiden. Der Bischof verbot den Theologen den Besuch der Vorlesungen von Hermesianern u. stellte 18 Thesen auf gegen die Irrtümer des Hermesianischen Systems, welche die Priesterkandidaten vor der Weihe zu unterschreiben hatten.

Bald darauf fand Clemens August in den Akten die Abschrift der erwähnten Konvention, Beim Durchlesen derselben sprach der Erzbischof: „Ich habe geglaubt, mein Amt in Frieden führen zu können, aber ich sehe, Gott hat mich zum Kampfe bestimmt.“

Durch eine Königl. Kabinettsorder wurde bestimmt, daß alle Kinder aus gemischten Ehen in der Religion des Vaters erzogen werden sollten u. kein Ehegatte dem anderen durch Verträge zur Abweichung von dieser Vorschrift verpflichten dürfe. Es war klar, wem dabei der Löwenanteil zufiel, da durchgehends bei gemischten Ehen die Mütter katholisch waren. Clemens August weigerte sich, dieser Bestimmung nachzukommen. Er wurde deshalb revolutionärer Umtriebe beschuldigt u. kurzer Hand am 20. November 1837 als Gefangener nach der Festung Minden abgeführt. Ein gleiches Schicksal ereilte den Erzbischof von Posen, welcher am 6. Oktober 1839 in die Festung Colmar gebracht wurde. Als die Kunde laut wurde: „Erzbischof Clemens gefangen!“ da durchbrauste ein Sturm der Entrüstung alle katholischen Länder.

Hiermit war der erste Kulturkampf entbrannt, der Kampf gegen die Allmacht des alleinherrschenden Staates. Man hat den Hohenzollern vielfach den Vorwurf gemacht, daß sie es niemals verstanden haben, in den eroberten Ländern sich die Herzen zu gewinnen. Wir haben hier den anfänglichen Grund vor uns; mit Unduldsamkeit und Gewissenszwang erweckt man keine Vaterlandsliebe.

Im Frühjahr 1839 erkrankte Clemens August, und

da man es nicht für ratsam hielt, ihn in der Gefangenschaft sterben zu lassen, so erhielt er die Erlaubnis, nach Münster überzusiedeln.

1840 starb König Friedrich Wilhelm III. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm IV., ein wohlwollender Fürst, machte dem Papste zu Gunsten der Kirche in Preußen Zugeständnisse, welche man unter der vorigen Regierung nicht im entferntesten hätte erwarten können. Die vollständige Ausgleichung der Kölner Wirren zwischen der Regierung u. dem päpstlichen Stuhle erfolgte am 4. März 1842, wobei der Erzbischof auf die eigene Verwaltung der Diözese Verzicht leistete u. dem Wunsche des Papstes entsprechend den Bischof von Speyer, Johannes von Geisel, als Koadjutor annahm.

Im Jahre 1842 reiste Clemens August als 72jähriger Greis zum 3. Male nach Rom. Die ihm wiederholt angebotene Kardinalswürde lehnte er ab. Bezüglich der ehemaligen Beschuldigung von revolutionären Umtrieben, gab der König in einem eigenhändigen Schreiben dem Erzbischof das Zeugnis, daß der Gedanke vom Könige niemals geteilt worden sei. Clemens August starb am 19. Oktober 1845.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hexenturm zu Walberberg.

Eine Sage.

Vor langer Zeit wohnte in Walberberg eine steinalte Frau, der man nachsagte, daß sie allerlei böse Ränke treibe und sogar Menschen und Tiere behexe. Eines Tages ging dem armen Weibe die Nahrung aus. Kein Bißchen Brot war mehr in der ganzen Hütte. In ihrer Not ging sie zum Hause des Nachbarn, um sich dort ein Brot zu leihen. Die Tochter des Hauses war ganz allein da und war gerade mit dem Baden des Brotes beschäftigt. Auf die Bitten des alten Weibes hin erklärte die Tochter des Nachbarn, sie wolle ihr recht gerne Brot geben, aber es sei noch nicht gar. Die Hexe in der Meinung, das Mädchen wolle ihr aus lauter Geiz nicht helfen, schrie mit heftiger Stimme: „So wahr ich lebe, bringe ich dich, herzlose Dirne noch auf den Scheiterhaufen!“

Jahre waren schon seit diesem Vorfall vergangen, ohne daß dem Mädchen ein Leid geschehen wäre. Die alte Frau aber ließ sich selten mehr blicken im Dorfe. Geizig dieses einmal, so wick man ihr überall schen aus, niemand wollte etwas mit ihr zu schaffen haben. Es kam endlich so weit, daß sie als Hexe angeklagt wurde. Man steckte sie in den Turm, der noch heute den Namen Hexenturm führt, machte ihr den Prozeß, dessen Resultat war, daß sie als Hexe verbrannt werden sollte. Es kam der Tag heran, an dem sie zum Tode geführt wurde. Schon stand sie oben auf dem Scheiterhaufen, schon züngelten die Flammen an ihr empor, da kam gerade die Tochter ihres ehemaligen Nachbarn vorbei. — Als die Hexe ihrer ansichtig wurde, schrie sie mit vom Rauche erstickter Stimme: „Seht dort, das ist auch eine von denen, die in der Walpurgisnacht ihr Wesen treiben!“ Erbarmungslos fielen sogleich die Henters knechte, denen jedes Opfer willkommen war, über das mehrlose Mädchen her und schlepp-ten es zur Richtstätte. Da half kein Bitten und Flehen, es sollte auch verbrannt werden. Da in seiner Not blinnte es flehend zum Himmel und rief dann mit lauter Stimme: „So wahr auf jener Heide steht eine weiße Rose zum Vorschein kommt, so wahr bin ich unschuldig!“ Und siehe, kaum war es gesagt, so entfaltete sich die schönste weiße Rose auf der Heide zum Zeugnisse ihrer Unschuld. Sogleich ließ man das arme Mädchen los. Das alte Weib aber verbrannte jämmerlich.

„Die Heimat“, Arosold-Gülden, 1877, Nr. 18.

Heimatliche Kunstpflege.

Diese Blätter haben es sich auch zur Aufgabe gestellt, einzutreten für Würdigung und Erhaltung heimischer Kunstdenkmäler. Zu diesen gehört auch die Steinurne, die auf dem kleinen Hofe des Rathhauses einen nichts weniger als würdigen Standort gefunden hat. Sie bildete ursprünglich den Pfeilerabstich der städtischen Wasserpumpe, welche auf dem Markte gegenüber dem vom Haupten Hause (jetzt Drogerie Wefers) stand. Die Urne ist eine Zierform des Rokoko u. gehört als solche mit zu den Wahrzeichen unserer Stadt. Aus der Rokokozeit (1720—1770) herin den sich noch an ihrem ursprünglichen Standorte die beiden Urnen auf den Torpfeilern der ehemaligen kurfürstlichen Schlosskellerei in der Burgstraße (Haus des Herrn Jakob Fröhlich), sowie die beiden Urnen auf den Pfeilern des Toreinganges zum Schlosshofe von Falkenlust. Noch zwei andere Urnen, die, von ihrer ersten Stelle entfernt, lange Jahre der alten Turmuhr der Pfarrkirche als Gewichtsteine dienten, sind nunmehr in den Gartenanlagen des Marienhospitals wieder zu Ehren gekommen; die in der Nähe der Kapelle aufgestellte trägt als sinnigen Schmuck ein aufgesetztes schmiedeeisernes Kreuz. Die Urne (der Aschentrug) ist ein Symbol der Vergänglichkeit und des Todes u. wird deshalb auch als Schmuckform zu Friedhofs-Denkmalen verwandt. In diesem Sinne könnte die Rathhausurne, mit einem aufgesetzten Kreuze versehen, in den Anlagen unserer Totenstadt an der Bonnstraße auch einen würdigen, stimmungsvollen Standort finden.

Ferner sei an dieser Stelle auf die beiden schmiedeeisernen Wetterfahnen auf dem Dache über dem Eingange zum Lehrerseminar hingewiesen. Es sind Kunstschlosserarbeiten in den zierlichen Formen des Rokoko und zeigen in den Füllungen das Sinnbild der fünf Wundmale u. das abgekürzte lateinische Christus-Monogramm, den mittleren Buchstaben H (Hoc Heiland.) Von den Vorübergehenden wohl kaum beachtet, haben diese beiden Fahnen, wer weiß wie lange schon, ihren Dienst in Wind und Wetter treu versehen. Nun weisen sie deutliche Spuren des Zahnes der Zeit auf. Das östlich stehende Fahnen hängt schief, nur noch von dem oberen Bänder am Schafte festgehalten; von den Wundmalzeichen hat es eine Hand verloren. An dem Buchstaben H fehlt ein senkrechtes Stäbchen. Es wäre wünschenswert, wenn diese beiden schönsten Wetterfahnen unserer Stadt als stumme Zeugen vergangener Zeit vor dem gänzlichen Verfall bewahrt und in ihrer ursprünglichen Form erhalten blieben, der Nachwelt noch lange „frommer Mönche leises Walten“ bekundend.

„Colligite fragmenta, ne pereant“

So sprach Christus nach der wunderbaren Brotvermehrung zu den Aposteln: „Sammelt die übriggebliebenen Stücke, auf daß sie nicht verloren gehen!“ Wie schön lassen sich diese Heilands Worte in übertragenem Sinne auch auf eine pietätvolle, heimische Kunstpflege anwenden: „Sammelt und erhaltet die übriggebliebenen Kunstwerke aus vergangenen Jahrhunderten, damit sie nicht verloren gehen!“ Ph. G.

Zur Verwertung des Brühler Schlosses

In Nr. 22 der Zeitschrift „Die Glocke“ beschäftigt sich Dr. Paul G. Hübner mit der „Verwertung der preussischen Schlösser“ und betont, daß in dieser Frage lediglich wirtschaftliche u. kulturpolitische Erwägungen sich zu dem gleichen Bestreben vereinigen müssen: Das Vorhandene möglichst zu schonen, es jedenfalls nicht in übereilter Weise bei der Herrichtung für einen augenblicklichen vorüber-

vernichten. Der Verfasser besagt es, daß diese Grundzüge oftmals völlig außeracht gelassen worden sind, als soziale Instanzen in der schwierigen Zeit nach der Revolution die Gebäude zu den verschiedensten Zwecken in Anspruch nahmen, und hebt hervor, daß das Schloß zu Brühl durch militärische Benutzung stark gelitten habe. Er möchte es wegen seines kulturellen Wertes als Nationaldenkmal erhalten wissen, beleuchtet näher die von der Kölner Regierung geplante Verwertung des Schlosses, wobei er das Gutachten des rheinischen Provinzialkonservators Prof. Dr. Menard auszüglich wiedergibt: „Die Regierung hat sich dahin ausgesprochen, daß sie selbst, da das Eigentum des Staates am Schloß bestehen bleiben dürfte, die Verwendung des Schlosses in die Hand nehmen müsse, in zwar in der Weise, daß die Einkünfte die Kosten decken. Das ließe sich nach ihrer Auffassung unschwer erreichen, wenn diejenigen Teile, die einen Kunstwert nicht besitzen, in Wohnungen umgewandelt würden, die Prunkräume des Erdgeschosses dagegen nach vollständiger Instandsetzung dem Besuche des Publikums geöffnet würden. Ferner ist in Erwägung genommen worden, einen Teil der Erdgeschossräume zur Errichtung einer Restauration, auch mit Sitzplätzen im Freien, herzurichten. Dafür käme nur die Südseite des Erdgeschosses mit der davorliegenden großen Parkterrasse in Frage.“

Vom Standpunkte der Denkmalpflege habe ich nicht unerhebliche Bedenken gegen eine so weitgehende praktische Ausnutzung des eigentlichen Schlossbaues. Der kunstgeschichtliche u. künstlerische Wert des Brühler Schlosses ist so hoch anzuschlagen, daß, wenn überhaupt in einem Falle, die sorgsamste Erhaltung als Nationaldenkmal als eine unabwiesbare u. dringliche Forderung von der Denkmalpflege gestellt werden muß, u. daß die Gründe hierfür bei allen Erwägungen u. Verhandlungen über praktische Ausnutzung mit in vorderster Linie zu stellen sein werden. Wenn irgendein Teil des rheinischen Krongutes darauf Anspruch erheben kann, so ist es das Schloß Brühl. Ein Beiseiteschieben dieses Grundsatzes würde eine schwere Mißachtung u. einen starken Rückschritt in den kulturellen Bestrebungen des Heimatschutzes in weitestem Sinne bedeuten. Jener Grundsatz praktischer Verwendung ist selbstverständlich in vollem Umfang anzuerkennen für diejenigen Teile, denen ein besonders großer Denkmalswert nicht innewohnt, aber keinesfalls auch für diejenigen Teile, deren praktische Benutzung eine schädigende Einwirkung auf die Erhaltung der kunstgeschichtlich besten Teile bedeuten würde. In diesem Sinne erscheint es mir in höchstem Maße bedenklich, die Erdgeschossräume des Südflügels zu einem Restaurationsbetrieb in Verbindung mit der davorliegenden Parkterrasse zu verwenden. Die Räume haben sehr wertvolle Stuckdecken, sehr gute Bilder über den Rampen, einzelne hervorragende u. ziemlich gebrechliche baureisige Fayenceöfen u. a. m. Wenn hier ein Restaurationsbetrieb keine Schädigungen herbeiführen soll, so müßte an erster Stelle ein unbedingtes Rauchverbot eintreten. Das Restaurant könnte nur einen sehr geringen Umfang haben, die Wirtschaftsräume werden, soweit ich die Lage zurzeit übersehe, recht schwer zu beschaffen sein. Es käme also auf einen Restaurationsbetrieb hinaus, der mit einem sehr kleinen, besonders leistungsfähigen Publikum dienen würde, u. das dürfte den sozialen Bestrebungen, die hier wesentlich insprechen, in keinem Falle entsprechen. Andererseits aber würde ein größerer und einschärferer Wirtschaftsbetrieb zweifellos die Ausstattung dieser Räume schwer beeinträchtigen, und mit der Zeit dem Ruin entgegen führen.

Als Beispiel möchte ich auf Schloß Wenrath hinweisen, dessen schöne Kellerräume, die ohne Schädigung des Eindruckes von außen zugänglich gemacht werden kön-

nen, als Restaurant eingerichtet werden sollen. Hier würde die Denkmalpflege m. E. keine Bedenken haben können, zumal da nicht an einen Wirtschaftsbetrieb im Freien gedacht ist. In Brühl aber muß man sich vergegenwärtigen, daß selbst in dem Falle, daß die Kellerräume der hohen Terrasse sich für Restaurationszwecke eignen, die Anlage umfangreicher Sitzplätze im Freien das zwischen den Terrassenflügeln gelegene Blumenparterre wohl beeinträchtigen müßte. Es würde damit die feinste u. ausgeglichene französische Gartenanlage in der Rheinprovinz schwere Einbuße erleiden, u. darüber hinaus würde ein großer Restaurationsbetrieb bei den Formen, die er in unseren Großstädten leider anzunehmen pflegt, die vornehme Wirkung und damit auch die erzieherischen Werte auf das stärkste schädigen, wenn nicht vernichten. Jedenfalls würde derjenige, der hier einen etwas feineren Genuß sucht, an den Sonntagen sich diese Erholung in Brühl nicht verschaffen können.

Was sodann die Benutzung des zweiten Obergeschosses in der Form von Mietwohnungen angeht, so dürften auch hier nicht unerhebliche Bedenken vorliegen. Eines der wesentlichsten ist die Feuergefährlichkeit derartiger alter Bauten. Die Zugänglichkeit über die beiden Nebentreppen ist ja möglich, aber die ganze Grundrißordnung mit den ineinandergehenden Zimmern ohne Korridore, der Mangel an moderner Einrichtung, würde diese Wohnungen wohl nicht zu einem sehr ertragreichen Objekt machen. Endlich würde eine derartige Benutzung auch insofern von Schäden sein können, als infolge der Vernachlässigung des Schlosses am Anfang des 19. Jahrhunderts unter Umständen die Deden in schlechter Verfassung sind. Es haben hier in früheren Jahrzehnten bei den Haupträumen starke Ausweichungen der Balkenlage vorgenommen werden müssen. Das ist aber meines Wissens bei den beiden Seitenflügeln nicht geschehen. Größere Belastungen u. Bewegungen in den Räumen des zweiten Obergeschosses würden also unter Umständen geeignet sein, namentlich die wundervoll bemalten Stuckdecken im Südflügel zu schädigen.

Auf der anderen Seite würde die Denkmalpflege naturgemäß keine Bedenken haben, es vielmehr im Sinne einer ordentlichen Unterhaltung des Schlosses nur begrüßen, wenn diejenigen Teile, die keine reichere Ausstattung zeigen, nutzbar gemacht werden könnten.

Ich darf nochmals ausdrücklich betonen, daß die erzieherischen und kulturellen Aufgaben, die ein so wertvolles Baudenkmal mit seiner Umgebung hat, nicht zu gering angeschlagen werden sollten. Diese Ziele und Aufgaben würden nur zu leicht durchkreuzt werden, wenn die Staatsregierung angesichts der außerordentlichen Kunstwerte von Brühl unter zu starker Betonung der rein wirtschaftlichen Momente bei der praktischen Benutzung vorgehen sollte."

Dr. Paul G. Häbner erklärt im Anschluß daran, daß der Standpunkt des Provinzialkonservators unbedingt gebilligt werden müsse u. daß sich nur unter den von ihm angedeuteten Voraussetzungen weitere Maßnahmen der Verwaltung entwickeln könnten.

Kunstwert des Brühler Schlosses.

Darüber urteilen die „Nachrichten der Rheinischen Denkmalspflege“ (Nr. 1/2 1919, Seite 10): „Künstlerisch und kunstgeschichtlich allen anderen rheinischen Kronbesitz an Bedeutung weit überragend, steht die in den Jahren 1725—1765 erbaute kurfürstliche Sommerresidenz Brühl da. Die Namen von vier der bedeutendsten Baukünstler des 18. Jahrhunderts sind mit diesem Werk verknüpft — des Pariser Oberbaudirektors Robert de Cotte, des Westfalen Johann Konrad Schlaun, des Münchener Hofbaumeisters Francois Cuvillius u. des Würzburger Schlossbaumeisters Balthasar Neumann. Dem Brühler Treppenhaus kommt

an strahlender Freudigkeit kein anderes in Deutschland u. in Frankreich gleich; die prunkenden Zimmerfolgen erzählen mit berebter Zunge die ganze Geschichte des Kolofas. Brühl ist das einzige wirklich große Werk dieses Stiles in Westdeutschland u. vielleicht das bei aller Einseitigkeit doch umfassendste Dokument dieser Art überhaupt — eben weil seine ununterbrochene Baugeschichte sich mit der Lebenszeit dieser Kunst fast auf das Jahr deckt."



Artundliches und Archiballisches



Bericht des Seminar Direktors Schweizer an den Staatsminister u. Oberpräsidenten v. Ingersleben über die erste naturhistorische Reise

Ew. Excellenz beehre ich mich ganz gehorsamt zu berichten, daß ich am 5. u. 6. ds. Mts. mit den sämtlichen Seminaristen, einen ausgenommen, eine naturhistorische Reise aufs Siebengebirge bei Bonn gemacht habe. Ew. Excellenz werden eine kurze Beschreibung der Reise nicht unangenehm empfangen. Am 5. drei Uhr morgens zogen wir in der Stille aus und nahmen unsern Weg längs dem Vorgebirge auf den Kreuzberg zu. Dort angelangt, besahen wir unter gefälliger Führung des dortigen Deservitor die Merkwürdigkeiten der Kreuzkirche, wohin ich besonders, rechne treffliche Fresco-Gemälde in Plafond, die heilige Wiege, u. die aus Muscheln u. Tropfstein erbaute Grötte, das Grab des Heilandes vorstellend. Sodann bestiegen wir den mit einer Galerie umgebenen Turm der Kirche und genossen wohl eine der heitersten Ausichten am Rheinstrom. Eine hübsche u. weite, von dem Vor- und dem Bergischen Gebirge wie mit großen Armen umschlossene Fläche entfaltete sich vor dem erstaunten Blick, das freundliche Bonn mit seinen frischen Umgebungen, das gewaltige Riesengebirge zur Rechten, die alte Colonia in blauer Ferne, zur Linken zwischen den großen Gebirgs-Armen, die sich dort zu vereinigen scheinen, die stolze Siegburg u. das freundliche Bensberg, stellen sich dem entzückten Auge als ebensovielfe ruhende Ruhepunkte dar. Nach einer kleinen Erfrischung eilten wir auf Poppelsdorf, ließen uns das Naturalienkabinett zeigen u. erhielten sowohl durch die Menge u. Mannigfaltigkeit als durch die schöne und zierliche Aufstellung der Naturalien einen großartigen Begriff von der Sammlung der Art. Auch den Botanischen Garten durchwanderten wir, u. die große Menge der unbekannten Pflanzen u. Gesträuche enthüllten den Seminaristen anscheinlich den Reichtum u. die Fülle der Natur. Wir reisten ohne Rast auf Königswinter zu, wo wir zwischen drei u. vier Uhr nachmittags anlangten und auf dem sogenannten Burghofe des Drachenseßens ein vorher bestelltes frugales Mahl einnahmen. Nach einiger Ruhe u. Erholung bestiegen wir den Drachenseßens und überfahen mit freudigem Großgefühl die Nähe u. Ferne, die große Ausdehnung des Gesichtskreises, die ausgebreiteten Ufer u. das glühende Bett des Rheinstromes, der mit seinen Silberwellen zwischen den goldenen Fluren in großen Krümmungen zu ruhen scheint, das Kontrastreiche der gesegneten Gefilde, die mit grünen Dörfern wie übersät erscheinen, das am Fuße des Berges liegende Städtchen Königswinter in seinen freundlichen Umgebungen, das heitere Nonnenwerth auf einer kleinen Insel im Rheine, Rolands-Ed gegenüber, bieten dem auffassenden u. fühlenden Gemüte eine unerschöpfliche Quelle von Empfindungen dar. Die noch übrige Zeit des Nachmittags brachten wir in fröhlichen Gesängen u. unter Erzählung der Geschichten u. Sagen von diesen Bergen zu. Nachdem die Sonne dünn verschleiert untergegangen war, kehrten wir zum Burghof zurück u. suchten nach genommener Collation die Lagerstätte für die müden Glieder. Mit anbrechendem Morgen eilten wir wieder hinauf, um des Aufgangs der

Sonne zu brennen; allein unfreundliche Wolken verhallten uns den Glanz, u. der Morgen war weniger schön als der vorhergegangene Abend. Zur ferneren Reise uns rüstend, genossen die Seminaristen ein Butterbrot zu einem Glas Wasser, u. wir wanderten mit einem Führer zur hohen Löwenburg hinan. Die durch Hochwald sehr beschränkte Aussicht von diesem Berg lohnt aber die Mühe nicht, welche das Erklimmen u. der beschwerliche Weg dahin erheischen. Auf dem Hinwege untersuchten wir die Steinarten der Gebirge u. erkannten, daß die meisten aus Porphyr mit untermischem Granit, die anderen aus Basalt bestehen; auch fanden wir in dem Gebirge einige Pflanzen, die wir in den Tälern noch nicht angetroffen hatten. Von der Löwenburg herab ergossen wir uns in die Honnef-Ebene u. bestiegen zu Königswinter um die Mittagsstunde zwei Rähne, die uns bis Weslingen über den Rhein hinabführten. Zu Bonn erfrischten wir uns u. kamen abends wohlbehalten u. gesund wieder in Brühl an. Nebst den obenbezeichneten Vergnügen u. Vorteilen dieser Reise hatte ich auch mannigfache Gelegenheit, die Seminaristen genauer aus ihrem freien und eigentümlichen Wesen und Verrichten gegeneinander kennen zu lernen und tiefer in ihre Gemütsart zu schauen...

Brühl, den 17. August 1823.

Der Direktor. Schweiher:

(In den Akten des Seminars).

Zum Vergleich folge die Beschreibung einer naturhistorischen Reise der Brühler Seminaristen aus neuester Zeit:

Ein geobotanischer Frühlingsausflug ins Brohl- und Vinsbachtal

31. März 1916. Freundlich strahlt die Frühlings Sonne über der rheinischen Landschaft. Wir (Seminaristen des Brühler Lehrerseminars unter Führung des Oberlehrers Nießen) fahren den Rhein hinauf, vorbei an der Museenstadt Bonn, dem Mittelpunkt geistigen Schaffens u. rheinischen Frohlinns; heute liegt sie ernsthafte da, ihre Söhne stehen zu Tausenden als Kriegsfreiwillige im Heldenkampfe. Von den Bergen bei Königswinter u. Godesberg grüßt kein Burghut, klingt kein Becherklang herüber. Auf ernste Arbeit ist der Sinn gestellt. Die führt auch uns hinaus; unser Ausflug soll ein Lehrausflug sein.

Wir erreichen Brohl am Rhein, das Gebiet der jüngsten (diluvialen) vulkanischen Erscheinungen des Raarher-Seeessels, die mit gewaltigem Trach- u. Basaltstein auswürfen endeten. Von einer verborgenen Bergstelle halt unser Führer einen Zweig des Lorbeer-Kellerhalses (*Daphne Laureola* L.), der hier als seltenes Eiszeit-Relikt sein Leben fristet. Wir erfreuen uns an dem glänzenden Immergrün der Laubblätter, aus denen sich die von Galtern bestäubten bleichgrünen Blüten wirkungsvoll abheben. Auch zwei schöne Zweig-Faszifikationen, welche die Endsprosse zum Absterben brachten, bringt unser Führer mit. Im Brohltal besuchen wir Luffsteinbrücke u. Trachmühlen, steigen dann den steilen Seltersberg (Heliosberg) hinan, dessen Wege mit devonischem Gestein, wie Schiefer, Quarz u. Granwacke, dicht bedeckt ist. Von der Kuppel aus, wo wir uns auf der Hauptterrasse des Urhheins befinden, haben wir einen gewaltigen Rundblick. Nach Osten schauen wir das breite Silberland des heutigen Rheinstroms, der sordartig von steilen Schieferfelsen begrenzt ist, nach Süden den schmalen, scharfgezogenen Dillberg mit einer starken Einsattelung, die uns einen alten, östlich gerichteten Mündungsarm des Brohbaches kennzeichnet, nach Südosten dicht am Rhein den Farnbacher Kopf, von einer Buche überragt u. daher vom Volke als „hohe Buche“ benannt, nach Westen den Leilenskopf, dem wir zustreben u. den wir bald erreichen. Er ist ein Kraterwall eines vul-

kan., der keinen Lavaström, sondern lediglich schwarze, andige Lasse, Schlackenuffe, geliefert hat, die von Esh überlagert sind. Dessen Kalkbestandteil haben die Lasse u. großkörnigen Breccien so fest verklebt, daß sie als harte, mo'ailartig gefügte Bausteine in dem nahen Dorfe Vinsbachtal benützt werden konnten. In den Luffsteinen finden wir viele Sandkugeln, Bruchstücke von Kalkschalen, Sandstein u. Schiefer, schöne dunkle Blotit-Maquetzlammer-Plateln u. Augitkristalle an. Zahlreiche u. da Bomben mit eingeschlossenen Schieferbruchstücken fallen uns auf. Wir sammeln diese Gesteinsarten für unseren geologischen Kasten im Seminar, der ein Seitenstück zu dem unserer nächsten Heimat, des Vinsbachtals, ist und fünf Fächer mit je 10 Abteilungen umfaßt, welche die Gesteine 1) des unteren Niederrheins, 2) des Vinsbachtals, 3) des Eifelgebirges u. Moserwaldes, 4) der Eifel, 5) des Hunsrückes aufnimmt.

Vom Leilenskopf schweift unser Blick durch die ganze Vulkanwelt des Raarhersees; wohin wir schauen, bezeugen uns die kuppen erloschener Feuerberge; an 40 Stellen rogen in der Raarher Gegend als Zeugen eruptiver Kräfte des Erdinneren empor, die einst unter furchtbaren Explosionen ihr Feuer speien, nun aber in stiller Einsamkeit vom Kampfe ausruhen. Heute aber bröht dampf der Kanonendonner von Verdun herüber, dem wir erschauert lauschen. Dann wenden wir uns dem neuen, eigenartigen Pflanzenleben auf den Wäldchen des Leilenskopfs zu. Freundlich leuchten uns hier die großen purpurnen Blütenaugen der Röhenschelle (*Anemone Pulsatilla*) entgegen, begrüßen uns die Goldsterne des Händel-Fingerrauts (*Potentilla Wiemanniana*). Schmiegen sich die Zwergformen des Dreifingersteinbrechs (*Saxifraga tripartita*) u. des Döhrchen-Kleinnigkrauts (*Thlaspi perfoliatum*) an den trockenen Feuerhoden an. Die reichste, durch mancherlei Seltenheiten gekennzeichnete Frühlingsflora entfaltet sich in dem nahen Vinsbachtal, das wir, über den Steinberg mit seinen schönen Basaltklüften wandernd, bald erreichen. Aus den Spalten der Schieferfelsen leuchten hier zu Tausenden die lilafarbenen Kreuzblüten der Sandkresse (*Arabis arenosa*) entgegen. Die Bachwiesen u. Wälder sind überhäuft von den himmelblauen Blütentrauben der Weibblatt-Weerawiebel (*Scilla bifolia*); die Berahänge schimmern im Innenweil des Bärentaus (*Allium ursinum*), u. zwischen das leichte Rosenrot des Buschwindröschens (*Anemone nemorosa*) mischt sich das laute Gold der Ranunkel-Anemone (*Anemone ranunculoides*). Die seltenste Bürgerin des stillen Tales aber ist der hübsche Stachel-Schildfarn (*Aspidium aculeatum* (L.) Sw.), dessen Fundstelle aber im Interesse des Naturschutzes nicht genannt sein soll. Wir langen in Nieder-Weisling an, wo wir ein Stübchen der Ruhe u. Erholung pflegen, im Liebe Heimat u. Vaterland preisen u. in Gartenrützen unserer Lieben daheim u. draußen im Felde gedenken.

Den Gefallenen zum Gedächtnis

In dankbarer Liebe und Verehrung wollen wir unseren gefallenen Helden in unseren „Heimatblätter“ ein Denkmal setzen, indem wir ihre Lebensbilder zeichnen. Zu diesem Zwecke bitten wir die Angehörigen, uns mit einschlägigen Angaben zur Hand zu geben: mit wichtigen Lebensdaten, Berufsausbildung, Charakterzügen, wo möglich unter Beigabe von Fotokartellen, Photographien, Handschriften, Briefauszügen, Tagebuchblättern und dergl.

Fehlerberichtigung zu Nr. 1

S. 5, Spalte 2, Zeile 1 lies Höhenberg statt Höhenberg, Zeile 37 u. 43 Hunsbenden statt Hausbenden.